



Mode, Sprache, Umgangsformen – junge Menschen haben oft ganz eigene Ideen. Wer offene Jugendarbeit anbieten möchte, muss diese «Kultur» aushalten.

BILD DROBOT DEAN/FOTOLIA

Zur Wahrheit gehört allerdings auch, dass die gesellschaftliche Realität von diesem Idealbild immer mehr abweicht. Längst nicht alle Familien schaffen es, ihre Kinder so zu begleiten, wie es vielleicht wünschenswert wäre. Und hört man sich in der Vereinsszene um, fällt dort immer öfter das Wort «Nachwuchsmangel» – wie auch Kirchengemeinden von Jugendlichen nicht gerade überrannt werden.

Hinzu kommt, dass die Lebenswelt junger Menschen heute viel komplexer ist als noch vor 10 oder 15 Jahren. Allein das allgegenwärtige Internet hält Versuchungen bereit, denen nicht alle gewachsen sind. Hinzu kommt eine Berufswelt im Umbruch, mit deutlich gestiegenen Ansprüchen an Flexibilität und Mobilität.

Zum Glück ist ein Grossteil der Kinder und Jugendlichen in der Lage, diese Herausforderungen zu meistern. Und erfreulich hoch ist die Zahl derjenigen, die sich auf die eine oder andere Weise ehrenamtlich engagieren – sei es im Verein, in der Kirchengemeinde oder politisch.

Es gibt aber auch die anderen, jene, die sich überfordert fühlen, deren familiärer Rückhalt nicht ausreicht. Oder die einfach keinen Zugang finden zu den traditionellen Angeboten, die ein Dorf bereithält. Ein öffentliches Gemeinwesen muss sich überlegen, wie es mit diesen jungen Menschen umgeht und welche Angebote es ihnen machen kann. Offene Kinder- und Jugendarbeit ist eine Möglichkeit. Weil der Kanton nicht zuletzt von der präventiven Wirkung überzeugt ist, bezuschusst er entsprechende Projekte mit bis zu 80 Prozent der Kosten. Die Belastung für die einzelnen Gemeinden bleibt dadurch überschaubar. So zahlte Frutigen im Jahr 2017 gut 43 000 Franken an das Angebot, in Kandergrund waren es knapp 5000 Franken. Verglichen mit den Ausgaben für Strassen- oder Brückenssanierungen sind das echte Schnäppchen.

Apropos Kosten: Markus Bieri, Leiter des Regionalen Sozialdienstes Frutigen, weist im Zusammenhang mit präventiven Angeboten gern auf die enormen Kosten stationärer Massnahmen hin. Für Fremdplatzierungen müssen Gemeinden schnell einmal fünf- oder sechsstelligen Beträge aufbringen. Im Umkehrschluss bedeutet dies: Sofern Offene Kinder- und Jugendarbeit dazu beiträgt, auch nur einen solchen Fall pro Jahr zu verhindern, hat sie sich – rein finanziell betrachtet – bereits gelohnt.

Doch auch abseits des Präventionsgedankens könnte Offene Jugendarbeit sinnvoll sein – als Ergänzung des bestehenden Angebotes, als Instrument, jungen Menschen in einer Gemeinde Gestaltungsmöglichkeiten zu bieten, als Beitrag zu guten Lebensbedingungen. Dazu müsste man freilich mit der Arbeitsweise der OKJA im Grossen und Ganzen einverstanden sein. Die jüngsten Äusserungen der Wimmiser Gemeindepräsidentin Barbara Josi zeigen, dass man dies nicht immer voraussetzen kann. Die OKJA vertrete den Ansatz, dass die Jugendlichen eigene Ideen und Konzepte entwickeln sollen, äusserte sich Josi. Das aber sei nicht die Herangehensweise der Gemeinde Wimmis und ihrer Fachkommission Jugendarbeit. Denn die mache lieber Angebote und schaue, wie man die Jugendlichen aktiv einbinden könne. Es bleibt zu hoffen, dass man in den übrigen Anschlussgemeinden das OKJA-Konzept besser gelesen hat. Es wäre bedauerlich, wenn ein Gemeinderat nach weiteren zwei Jahren Probezeit merkte, dass die strategischen Ziele der Offenen Jugendarbeit gar nicht zu den eigenen Vorstellungen passt.

# Frutigens Sozial-Skepsis

**Ab 2019 sollte die Offene Kinder- und Jugendarbeit OKJA in ein ständiges Angebot umgewandelt werden. Fast alle Anschlussgemeinden waren dafür. Nur Frutigen vermied eine Festlegung, Wimmis war zuvor gleich ganz ausgestiegen. Die Vorbehalte gegen das Projekt scheinen noch immer nicht ausgeräumt.**

2016 gab es einen Neustart der Offenen Kinder- und Jugendarbeit OKJA. Mit anderem Personal und angepasster Struktur ging das Angebot in eine dreijährige Testphase. Sechs Anschlussgemeinden waren dabei: Kandersteg, Kandergrund, Frutigen und Reichenbach, im Nachbartal gehörten Wimmis und Diemtigen dazu.

Im Januar 2018 wurde die Arbeit der ersten beiden Jahre evaluiert. Dabei wurde überprüft, welche der vorab definierten Ziele Fachstellenleiterin Ramona Schneider und ihr Team erreicht hatten.



## Analyse

Mark Pollmeier, Redaktion «Frutigländer»

Das Urteil fiel positiv aus. Sowohl die Vertreter der Jugendkommission als auch externe Drittmeinungen bescheinigten dem Projekt, in der kurzen Aufbauphase gute Arbeit geleistet zu

haben. Nur ein Ereignis trübte das erfreuliche Gesamtbild: Kurz, bevor der Evaluationsbericht veröffentlicht wurde, entschied der Wimmiser Gemeinderat, Ende 2018 aus der OKJA auszusteigen. Die Begründung war vage: Die lokale Fachkommission Jugendarbeit sei mit der Zusammenarbeit nicht zufrieden, die Präsenz der Jugendarbeiter in Wimmis entspreche nicht den Erwartungen (der «Frutigländer» berichtete). Am Votum der Regionalen Jugendkommission änderte der Wimmiser Alleingang nichts. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit solle ab 2019 in ein ständiges Angebot umgewandelt werden, so die Empfehlung an die Räte und Versammlungen der Gemeinden.

Kandersteg, Kandergrund, Reichenbach und Diemtigen folgten dem Rat der Kommission und stimmten zu, die OKJA in eine Regelstruktur zu überführen. Nur der Frutiger Gemeinderat wollte vorerst kein fixes Angebot daraus machen. Gegen die Empfehlung des eigenen Ressorts Soziales, Jugend und Gesundheit entschied der Rat, die Testphase bis Ende 2020 zu verlängern und dann erneut über die OKJA zu befinden.

Das Ausscheren Frutigens überrascht ein wenig. Der Neustart der OKJA war mit einiger Vorarbeit verbunden, die von Gemeinderäten wie Jürg Lüdi (SP, Reichenbach) oder Stephan Stoller (EDU, Frutigen) engagiert vorangetrieben wurde. Am Ende dieses Prozesses stand der klare Wunsch, das Angebot fortzuführen. Laut Evaluation der ersten zwei Jahre ist das Projekt gut angelaufen, ab 2019 wird die Fachstellenleitung der OKJA mit einem Einheimischen besetzt sein. Die Jugendarbeit als festes Angebot zu etablieren, schien reine Formsache. Und doch kam es anders.

Aus dem Entscheid des Frutiger Gemeinderats spricht offenbar die grundsätzliche Skepsis gegenüber staatlich-sozialen Angeboten. Noch mehr als in anderen Gemeinden der Region zweifelt man in Frutigen an der Notwendigkeit solcher Projekte. Beispielhaft zeigte sich dies bei der Einführung der Schulsozialarbeit. Als 2016 an der Frutiger Gemeindeversammlung darüber abgestimmt wurde, gab auch der damalige SVP-Präsident Bernhard Rubin im Namen seiner Partei ein Votum ab. Für die Erziehung der Kinder seien doch die Eltern zuständig, die Verantwortung liege bei ihnen. Es könne doch nicht sein, dass der Staat solche Aufgaben übernehme und seine Sozialausgaben immer weiter aufstocke.

Tatsächlich lässt sich diese Argumentation eins zu eins auf die Offene Kinder- und Jugendarbeit anwenden. Wozu braucht es Jugendarbeiter, wenn die Erziehung junger Menschen in erster Linie Sache der Familie ist? Warum zusätzliche Beschäftigungsangebote machen, wenn doch jedes Dorf eine ganze Reihe von Vereinen und kirchlichen Gemeinschaften bietet? Oder, aufs Finanzielle bezogen: Warum soll die Gemeinde Geld ausgeben für etwas, das andere kostenlos leisten können?

Diese Sichtweise ist richtig und falsch zugleich. Natürlich sollen Erziehung und Bildung von Kindern vor allem in der Familie geschehen – was im Übrigen den Vorteil hätte, dass man ungefähr einschätzen kann, was dort vermittelt wird. Und natürlich gibt es die genannte Vielfalt von Vereinen und Kirchengemeinden mit ihren Freizeitangeboten – im Übrigen wohl mit ein Grund dafür, dass sich Adelboden bislang nicht an der OKJA beteiligt.

## KOLUMNE – BAUCHGEFÜHLE

### Weniger wäre mehr

Der Blick aufs Frutigland hat sich seit meinem Umzug von Aris aufs Bödeli in Unterseen verändert. Aus dem Thunersee erwächst die Pyramide des Niesens und endlos reihen sich die Gipfel wie eine Perlenkette Richtung Adelboden aneinander. Die heimelige ländliche Gegend habe ich gegen eine asiatisch-arabische Touristenhochburg eingetauscht, somit auch mein gemütliches Einkaufen an der Reichenbacher Bahnhofstrasse. Vom Coop über die diversen kleinen Lädli war dort fast alles für den täglichen Gebrauch zu finden, und dies mit kleinem Zeitaufwand – mit einem Schwatz etwas

eines Grossverteilers. Wie hat sich doch unser Konsumverhalten verändert, seit wir nicht mehr als Selbstversorger oder vom Tauschhandel leben. Es ist noch nicht lange her, vielleicht dreissig Jahre, da wir gemütlich im Tante-Emma-Laden der freundlichen Frau hinter dem Ladentisch unsere Wünsche überbrachten, die Metzgersfrau unseren Kleinen noch ein «Redli Wurst» über die Theke reichte oder in der Bäckerei nachmittags kaum mehr Brot erhältlich war, da der Bäcker frühmorgens den Verbrauch wieder mal zu klein eingeschätzt hatte. Später fuhr der Migrowagen in die entlegenen Täler, bis

sengross, vielleicht sogar überfordernd? Wir rasen hektisch in immer grösseren Shoppingcentern umher, wo alles dicht beieinander liegt, und füllen unsere überdimensionierten Einkaufswagen mit wirkungsvoll verpackten Waren. Strategisch günstig für den Anbieter liegen an der Kasse dann noch die Naschereien, die unseren Frust über die überfüllte Karre mit einem Zuckerstoss wider für kurze Zeit ins Lot bringen. Was heisst Kasse? Blechkästen ersetzen die freundlich lächelnde Kassiererin (die aktuelle Berufsbezeichnung ist mir entfallen – in dem Wirrwarr von stetig ändernden Titeln bin

Waren. Der Kühlschrank und das Tiefkühlfach sind meist schon proppenvoll. Was hat mich wieder dazu bewogen, über den Einkaufszettel hinaus einzukaufen? Waren es die gut angepriesenen Sonderangebote, die verlockenden Backwaren oder der XXL-Einkaufswagen, der mir doch nur einen kleinen Einkauf vorgaukelte?

Sind wir glücklicher und gesünder als Menschen in Krisenzeiten, die um jedes Nahrungsmittel kämpfen mussten und bei denen ein Riegel Schokolade bereits grosse Freude auslöste? Wissen wir unseren Luxus des Überangebotes an Waren



«Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen», sagt schon ein mittelalterliches Sprichwort, das beim römischen Dichter Ovid seinen Ursprung hat. Aber müssen wir uns um jeden Preis den Zeiten anpassen? Die Welt können wir nicht verändern, aber unser eigenes Verhalten. Weniger wäre mehr.